

WARUM AUSSERIRDISCHE UNSERE BÜCHER LIEBEN

Philipp Theisoehn denkt über Aliens nach und erkennt, dass auch der Mensch ein Konstrukt ist.

PHILIPP THEISOHN hält eine Förderprofessur am Deutschen Seminar der Universität Zürich. Im Rahmen des Projekts «Conditio extraterrestris» beschäftigen sich der 41jährige und seine Mitarbeiter mit dem bewohnten Weltall als einem literarischen Imaginations- und Kommunikationsraum. Dabei arbeiten sie die Geschichte der Bilder und Erzählungen ausserirdischen Lebens auf.



Interview Ronald Schenkel

Herr Theisoehn, haben Sie schon einen Intelligenztest für Ausserirdische entwickelt?

→ Nein, das habe ich nicht. Aber im Grunde genommen umfasst jede Suche nach ausserirdischem Leben solche Tests.

Tatsächlich?

→ Nehmen wir doch die Astrobiologie, ein Forschungsfeld, das in diesem Jahrtausend mit Unterstützung der Nasa neu aufgeblüht ist. Obwohl manche Biologen meinen, dass es gar kein Forschungsfeld sei, weil es ja keinen Gegenstand zum Erforschen gebe, sondern nur spekuliert werde.

Und wie hängt das nun mit dem Intelligenztest zusammen?

→ Die Begründungserzählung der Astrobiologie enthält nicht nur die Suche nach der «zweiten Erde»,

nach Planeten also, auf denen Leben existieren könnte. Da ist immer schon die Frage eingeschlossen, welche Chancen bestehen, dass es irgendwo Wesen gibt, die intelligent sind und mit uns kommunizieren könnten. In den Rahmen gehören dann die Projekte Seti – Search for extraterrestrial Intelligence – und Ceti – Communication with extraterrestrial Intelligence. Deren Bemühungen um Kontaktaufnahme definieren ausserirdische Intelligenz schon in einem Mindestmass: «Intelligent» wäre demnach ein Leben, das zumindest auf die Idee kommt, dass Wasserstoff das häufigste Element im Universum ist und dass die Emissionsfrequenz dieses Elements folglich am besten dazu geeignet wäre, um Signale zu schicken.

Wir suchen also das uns Vertraute.

→ Absolut. Wenn wir Ansprüche an ausserirdische Intelligenz formulieren, bilden wir letztlich immer unseren Massstab ab.

Umgekehrt: Hätten wir Menschen nicht gewisse Probleme, Ausserirdischen klarzumachen, dass wir intelligent sind und deswegen vielleicht nicht gefressen werden sollten?

→ Das ist so. Sobald wir den Bereich des Anthropomorphen verlassen, könnte Intelligenz ganz anders aussehen. Die meisten Seti-Forscher – aber keineswegs alle – gehen in platonischer Tradition davon aus, dass Intelligenz Moral bedingt. Wenn wir das Gute erkennen, können wir das Schlechte nicht mehr tun. Das ist natürlich extrem terrestrisch gedacht. Man kann das auch ganz anders sehen: Der Autor H. G. Wells führt uns in «Krieg der Welten» eine kalte Intelligenz vor, eine Spezies, die nur an sich denkt und rücksichtslos andere ausbeutet, um das eigene Überleben zu sichern – was wir übrigens auch machen.

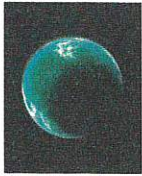


Wenn Sie den Blick in die Literatur des Welt-raums schweifen lassen, wie manifestieren sich dort Intelligenzen?

→ Im 18. Jahrhundert glaubte man, es gebe eine Hierarchie im All, wobei wir Menschen allerdings nicht zuoberst standen, etwa was die Fähigkeit zu kommunizieren angeht. Wenn man dem schwedischen Spiritisten Emanuel Swedenborg, einem Zeitgenossen von Immanuel Kant, glaubt, dann

DAN-
KALI

besitzen die Leute auf dem Merkur gar keine Wortsprache und kommunizieren ausschliesslich telepathisch. Solche Wesen brauchen keine Bücher, umso absonderlicher und zugleich faszinierender nehmen sie die irdische Buchkultur wahr. Auf dem Jupiter wiederum stehen die Toten den Lebenden bei und sagen ihnen, was sie tun sollen und was besser nicht. Kant hat dem Ganzen noch so eine Art



astrobiologische Komponente gegeben. Je weiter ein Planet von der Sonne entfernt sei, desto feiner müssten in seiner Vorstellung die Körper seiner Bewohner sein, um die Sonnenstrahlen aufnehmen zu können. Und je feiner die

Körper, umso stärker müsse das Geistige ausgeprägt sein. Doch auch bei Kant geben wir Menschen das Rasterbild vor. In der Gegenwart des posthumanen Denkens ändert sich das alles: Zum Beispiel hat der Schriftsteller Dietmar Dath in «Pulsarnacht» Wesen geschaffen, die aussehen wie Planeten, für uns aber gar nicht als Wesen erkennbar sind. Ihre Gedanken wiederum manifestieren sich in kleinen Tierchen.

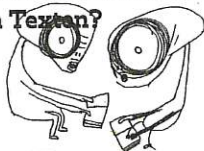
In der Literatur sind die Ausserirdischen ja schon da und lesen zuweilen gar unserer Bücher.

→ Literatur hat ein Sensorium dafür, dass der Raum, den wir wahrnehmen, nicht der Raum ist, in dem wir uns bewegen. Es gibt einen grösseren Raum um uns herum. Und so können sich auch ganz andere Lektüren und ein ganz anderer Sinn einstellen. Die Vorstellung eines ausserirdischen Lesers breitet sich spätestens seit der Frühaufklärung sukzessive in Europa aus. So gab es die Vorstellung vom Mondbürger, der Interesse an unseren Büchern hat, sie sammelt und kommentiert. Eine Instanz, für die auch geschrieben werden muss. Die Vorstellung entwickelt sich dann im 20. Jahrhundert weiter: Es gibt ausserirdische Bibliotheken, und nach dem Untergang der Erde schreiben sich die Bücher selbst weiter.

Nun ist der ausserirdische Leser letztlich doch eine irdische Fiktion. Warum brauchen ihn die Autoren?

→ Der ausserirdische Leser ist eine Repräsentation unseres ausserirdischen Bewusstseins. In ihm lassen sich Wertesysteme vorstellen, die jenseits des Menschen liegen. Wenn ich einen ausserirdischen Leser beschäftige, dann versuche ich, soweit wie möglich von allem zu abstrahieren, was wir hier unten für selbstverständlich halten – und prüfe, ob ich in der Lage bin, Geschichten zu erzählen, die auch andernorts einen Sinn ergeben. Selbst wenn das dann nicht der gleiche Sinn ist. Also: Diese Leserinstanz bringt uns weiter.

Und was haben die ausserirdischen Leser von unseren Texten?



→ Da gibt es durch die Jahrhunderte verschiedene Antworten. Normalerweise ist es aber so, dass die Ausserirdischen unsere Bücher lieben, weil sie selbst keine haben. Sie brauchten sie auch nicht zwingend, denn die meisten von ihnen – zumindest glaubt man das noch im 18. Jahrhundert – verfügen über weiterentwickelte Kommunikationsmedien. Bücher sind eher so etwas wie ein galaktischer Fetisch. Später, also bei Phillip. K. Dick zum Beispiel, finden Ausserirdische in der Space Fiction des frühen 20. Jahrhunderts so etwas wie eine prächtige Erinnerung an eine Vergangenheit, die sie nie hatten.

Ausserirdische Intelligenz, die nicht anthropomorph gedacht ist, ist eine Spezialität der Science-Fiction. Was, ausser dem Nervenkitzel, bringt uns das?

→ Das Nachdenken über Intelligenz im All hilft bisweilen, das homozentrische Denken zu relativieren. Und auch Konstrukte als solche zu entlarven. Ist nicht beispielsweise unser Wirtschaftssystem etwas, das mit der Konstruktion einer bestimmten Wirklichkeit zu tun hat, die wiederum auf eine ganz bestimmte Ausprägung von Intelligenz zurückzuführen ist? Fragt man, ob es eine Intelligenz gebe, die nicht auf den Nutzen zielt, egal ob auf den individuellen Nutzen oder den Gesamtnutzen, sondern die auf so etwas aus ist wie Resilienz oder Gleichgewicht oder die das Individuum negiert, dann kommt man zu ganz anderen Schlussfolgerungen.

Zu welchen?

→ Na ja, nehmen wir mal Kim Stanley Robinsons Mars-Trilogie. Was wird da verhandelt? Die Frage, ob man in dem Moment, in dem wir die menschliche Existenz noch einmal auf einem anderen Planeten gründen könnten, das nach den Prinzipien tun würden, die wir heute global leben, oder ob wir ganz anders anfangen müssten. Ganz konkret formuliert also: Ist eine spätkapitalistische Gesellschaft ein wünschenswerter Zustand, den wir so noch einmal haben wollen, oder ist das eher ein – ökonomischer, ökologischer, gesellschaftspolitischer – Abweg? Auf anderen Planeten zeigt sich ein wenig, was von all dem, was man heute als «Natur des Menschen» betrachtet, wirklich «Natur» ist und was kulturelle Prägung.

Aber warum brauchen wir das All dafür?

→ Nach Kopernikus oder spätestens nach Kepler müssen wir das All in unser Denken aufnehmen. Wir meinen zwar, wir hätten das schon getan, weil wir wissen, dass nicht wir im Zentrum des Universums stehen. Wir wissen seit Hubble auch, dass sich das Universum ausdehnt. Aber wir erleben es nicht. Wir sehen immer noch die Sonne auf- und untergehen und halten an unserer Besonderheit fest. Dabei sollten wir uns in unserer planetarischen Begebenheit, der wir unterworfen sind, erkennen und fragen, was



eigentlich die Erde mit dem Menschen zu tun habe und warum der Mensch so sei, wie er ist. Und angenommen, wir würden mit den Wesen eines anderen Planeten in Kontakt treten, würde sich unsere Vorstellung von dem, was gut oder richtig ist, vermutlich fundamental verändern. Nicht, weil wir die Vorstellungen der andern adaptieren würden. Vielmehr würden wir merken, was eigentlich alles relativ ist. Wir leben immer noch in einer Welt, in der wir so vieles als Wahrheiten verstehen. Die Frage nach den Ausserirdischen untergräbt die festen Definitionen. In dem Moment, in dem wir über sie nachdenken, erkennen wir, dass der Mensch, so wie wir ihn verstehen, auch ein Konstrukt ist.

Was treibt dieses Denken an?

→ Das ist ganz interessant. In den Kultur- und Literaturwissenschaften wurde das Thema ursprünglich aus der Genderdebatte heraus entwickelt. Ende der 1980er Jahre erschien der berühmte Aufsatz der Wissenschaftshistorikerin Donna Haraway «Monkeys, Women and Aliens», worin sie die Grenzen der Spezies in Frage stellte. Daraus hat sich in den Folgejahrzehnten eine wesentlich breiter gestreute Diskussion über den postmodernen und vor allem posthumanen Kern der Science-Fiction und



Space-Fiction ausgebildet. Viele Überlegungen über die Kategorien des Menschen und, damit verbunden, die Kategorien der Geschlechter ziehen notgedrungen früher oder später ins All. Für Haraway war beispielsweise die

«Xenogenesis»-Trilogie der Science-Fiction-Autorin Octavia E. Butler wichtig, die eine ausserirdische Spezies einführt – die Oankali –, die nicht nur über reichlich Tentakel, sondern auch über drei Geschlechter verfügt. Folgt man Butlers Romanen – und die erzählen das sehr raffiniert –, lernt man, wie aus dem erdachten dritten Geschlecht nicht nur eine Dekomposition von Geschlechterordnungen, sondern sogar von Speziesdefinitionen folgt.

Mit dem Verlust der zentralen Stellung, die uns der Blick ins All gebracht hat, kommen wir anscheinend nicht gut zurecht. Freud spricht von einer kopernikanischen Kränkung. Ist das nicht auch ein Motiv der Science-Fiction-Literatur?

→ Es gibt jüngere Beispiele, die das sehr schön einfangen. Der Roman «Points chauds» von Laurent Genefort beispielsweise. In diesem Text kommen die Ausserirdischen durch Löcher zu uns, die sich überall auftun. Allerdings interessieren sie sich gar nicht für uns. Sie marschieren einfach durch die Gegend und verschwinden wieder in anderen Löchern. Es stellt sich heraus, dass die Erde nicht mehr als eine Art Transitbahnhof ist. Da wird diese Kränkung

massiv ausgespielt. In einer anderen Erzählung aus den «Sternstagebüchern» Stanislaw Lems wiederum wird über die Aufnahme der Menschen in den Rat der Planeten verhandelt. Dabei kommt heraus, dass die Menschen aus den Kühlschrankschutt eines auf unserem Planeten zwischengeländeten Frachters entstanden sind. In dem Moment also, in dem wir den Weltraum betreten, der nicht auf uns ausgerichtet ist, erfahren wir die Kränkung.



Wir merken, wir sind womöglich doch eine Zufälligkeit, keine schicksalhafte Notwendigkeit, wie das Kant noch für alles Leben im All postuliert hat. Im Ernstfall reicht es, wenn eine andere Spezies auftaucht, an der wir uns messen können. Dann ist alles, was wir in ein paar Millionen Jahren geleistet haben, quasi nichts mehr wert.

Die Literatur, die den Blick ins All richtet, stachelt immer auch die Naturwissenschaften an. Wie spielen die Disziplinen miteinander?

→ Science-Fiction bietet – nicht immer, aber oft – die Möglichkeit, Paradigmen in der Naturwissenschaft aufzubrechen. Aber es ist eine Kreisbewegung. Eine Science-Fiction-Phantasie entfaltet auch Kräfte in der Wissenschaft. Auf unserer letzten Konferenz gab es einen grossartigen Vortrag des Berner Astrophysikers Willy Benz. Er hatte lauter wunderbare Schaubilder von Planeten dabei. Das waren natürlich keine Fotografien, sondern von Grafikern hergestellte Bilder. Ist das nicht unwissenschaftlich, sich solche Bilder ins Büro zu hängen? Nein, denn sie motivieren die Wissenschaft, und gleichzeitig beschreiben sie eigentlich auch schon, was man sucht; selbst wenn man es nie findet. Science-Fiction ist jenes Genre, in dem man am besten sehen kann, wie Literatur und Wissenschaft einander bedingen und fördern.

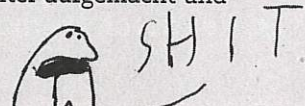
Sie haben an anderer Stelle einmal gesagt, man könne nur entdecken, was man vorher imaginiert habe. Ein Weltraumforscher braucht also die Phantasie der zu entdeckenden Planeten?

→ Ja, das ist so. Selbst wenn das Entdeckte am Ende anders aussieht, als man es sich vorgestellt hat. Aber dass man überhaupt etwas entdeckt, setzt voraus, dass man es sich vorher imaginiert hat.

Birgt das nicht auch einen Fluch?

Man könnte auch sagen, was man imaginiert, wird man früher oder später entdecken.

→ Ein Grossteil der Science-Fiction-Literatur hat genau dieses Problem. Sie will den Weg, auf dem wir gerade sind, ein Stückchen vorausgehen. Rückblickend bewerten dann die Leute, was eingetroffen ist und was nicht. Das Wesentliche aber, wie dieser Weg dargestellt wurde, welche Kategorien, welche Begriffe, welche Erzählungen dahinter aufgemacht und



revidiert wurden, wird ausgeblendet. Die Rezeption beschränkt sich nur auf den Aspekt des Fortschritts. Liest man etwa Jules Vernes «Paris au XX^e siècle», dann staunt man, was der schon alles wusste, Strassenbahnen, Unterseeboote, Flugschiffe. Das mag kulturhistorisch interessant sein. Der Kern des Textes ist aber: Das 19. Jahrhundert hatte wahn-sinnig Angst vor dem, was kommen würde. Es liest die Zukunft als einen Prozess der Dekadenz. Man gab sich visionär. Aber alles, was man visionierte, war mit Angst besetzt.

Das erleben wir heute ja auch mit der maschinellen, der künstlichen Intelligenz, die uns fasziniert, vor der wir uns aber auch fürchten.

→ Die Frage ist, ob wir da nicht einem Denkfehler unterliegen. Wir haben uns künstliche Intelligenz immer so vorgestellt, dass da dereinst Roboter durch die Strasse laufen und für uns den Verkehr regeln und in Fabriken arbeiten, während wir zu Hause sitzen. Dies des-

halb, weil die Wirtschaft eben Effizienz braucht und nicht Bewusstsein. Aber tatsächlich bewegen wir uns ja in eine andere Richtung. Die Tools, die künstliche Intelligenz ausmachen, werden nicht ausserhalb von uns selbst angesiedelt, sondern in uns. Kommende Generationen werden weiterdenken können, werden schneller denken können. Sie werden künstliche Intelligenz sein.

Also keine Angst vor der künstlichen Superintelligenz, die uns abschafft?

→ Diese Erzählung stammt aus dem 19. Jahrhundert, aus einer ökonomischen Erzählung, in der die Arbeit zwar von Maschinen übernommen wird, die Produktionsmittel aber falsch verteilt werden. Wo wir die Maschinen nicht zu unserem Glück nutzen, sondern sie uns mehr Stress bereiten. Und wenn wir aus dem Rad fallen, übernehmen sie. Aber künstliche Intelligenz wird ein anderes Feld sein. Wir sind schon längst dabei, die Grenzen zwischen der Technik und unseren Körpern aufzuheben. ✕

KLEINE LITERATURLISTE DES ALLS

- Octavia E. Butler: «Xenogenesis»-Trilogie. 1987-2000.
- Phillip. K. Dick: The Man in the High Castle. 1962.
- Laurent Genefort: Points chauds. 2012.
- Donna Haraway: Monkeys, Women and Aliens. 1989.
- Immanuel Kant: Von den Bewohnern der Gestirne. In: Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels. 1755.
- Stanislaw Lem: Sternstagebücher. 1957-1971.
- Kim Stanley Robinson: The Mars Trilogy. 1993-1999.
- Emanuel Swedenborg: Die Erdkörper im Weltall und ihre Bewohner. 1758.
- Jules Verne: Paris au XX^e siècle. 1863 geschrieben, erstmals erschienen 1994.
- H. G. Wells: The War of the Worlds. 1897.

The ideal preparation for an exciting career in health...

Master in Health Sciences

UNIVERSITÄT
LUZERN



- In-depth knowledge of health, functioning and disability
- Approach to health from a comprehensive and interdisciplinary perspective
- A new dimension for research, health service provision and healthcare management
- Internship in a research environment

You can focus on an area of your interest:

- Health Communication
- Health Behavior and Management
- Health Economics and Health Policy
- Health Services Research
- Research Methods



LOOK FOR US AT:

www.master-healthsciences.ch